

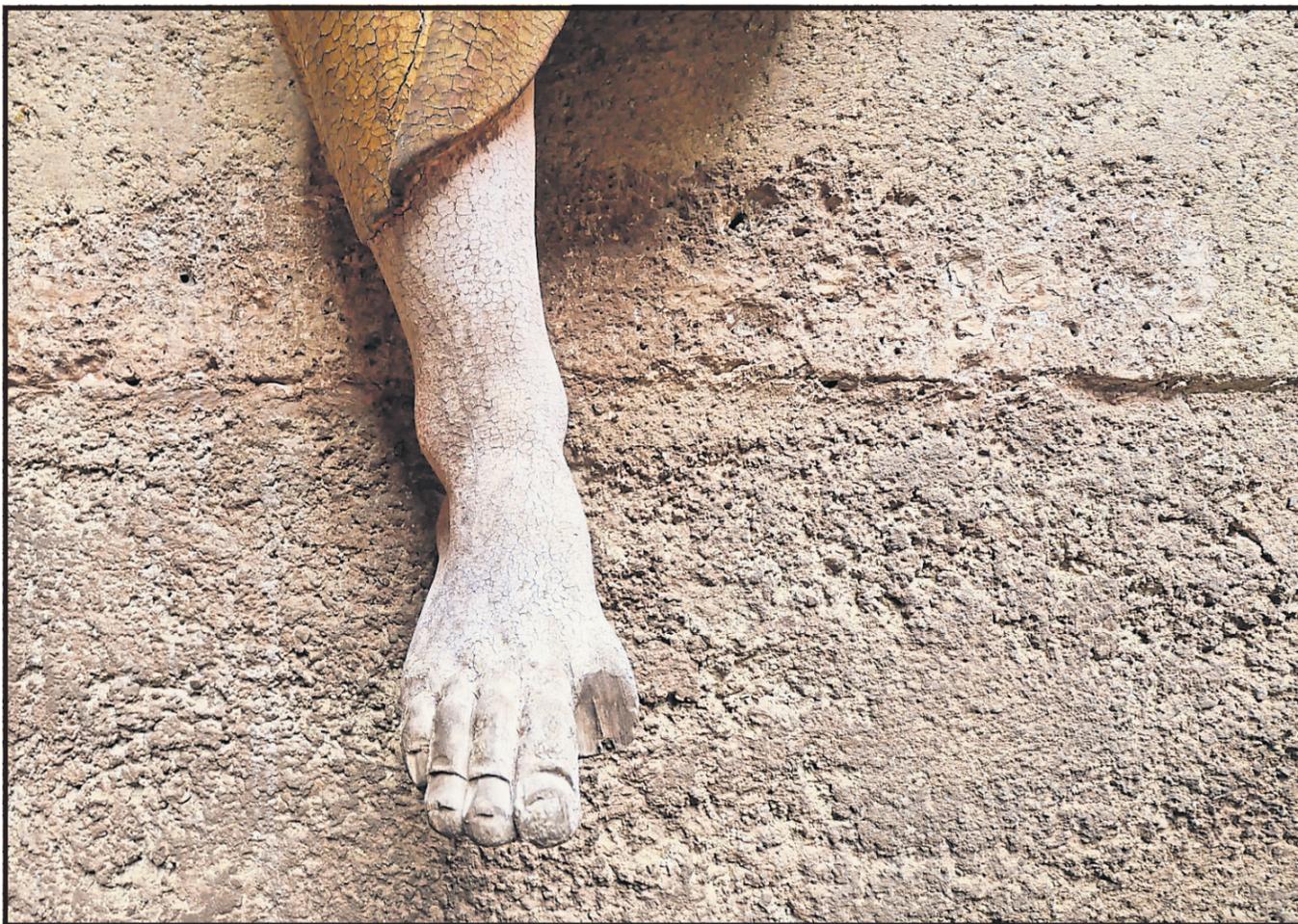


**Rasant**  
Angelika Reitzers Episodenreigen „Obwohl es kalt ist draußen“  
SEITE VI

# Spectrum

SAMSTAG, 31. MÄRZ 2018 DIE PRESSE.COM/SPECTRUM

Die Presse



„Ausverkauf der katholischen Positionen“. An einer Kirchenmauer in Österreich.

[Foto: Wolfgang Freitag]

Ein Nuntius in Wien, der „nazistische Gefühle der Priester und Religiösen“ beklagt. Ein Linzer Bischof, der in Rom den Rücktritt Kardinal Innitzers urgiert. Österreichs katholische Kirche im „Anschluss“-Jahr: neueste Nachrichten aus vatikanischen Quellen.

Von Rupert Klieber

## Das Schweigen der Kirche

Die Fallhöhe hätte kaum höher sein können. Am 6. Februar 1938 wurde den katholischen Bischöfen Österreichs erstmals die Wiener Hofburg zu einem glanzvollen Empfang überlassen, auf dem sie das Projekt einer katholischen Universität in Salzburg vorstellten. Einen Monat später johlten unter den Fenstern ihrer Palais entfesselte Massen. Erzbischof Waitz von Salzburg warf man die Scheiben ein und drohte mit Lynchjustiz: „Sigismund, du Hund, du hängst in einer Stund!“ (Zeitzeuge Johannes Neuhardt). Bischof Ferdinand Pawlikowski eskortierte eine tobende Menge ins Grazer Gefangenenhaus, aus dem er erst nach 24 Stunden wieder freikam. In den kirchlichen Amtsstuben glühten die Öfen, weil Sekretäre und Archivare sie mit Akten stopften, die den neuen Machthabern nicht in die Hände fallen sollten. Was sich in Deutschland in sechs Jahren als NS-Politik gegenüber den Kirchen und Juden etabliert hatte, wurde in Österreich – gehässiger, brutaler und rigider als dort – in sechs Monaten eingeholt.

Vorgeschichte, Abfolge und Konsequenzen des „Anschlusses“ Österreichs an Hitler-Deutschland sind gründlich erforscht. Auch die Reaktionen der katholischen Kirche haben (Kirchen-)Historiker wie Erika Weinzierl, Ernst Hanisch und Maximilian Liebmann akribisch rekonstruiert. Jüngere Studien lenken den Blick verstärkt von der Kirchengipfel hin zur Ebene des Klerus und der katholischen Basis. Neue Quellen sind dennoch für Überraschungen gut. Glücks- wie Ernstfall zugleich war dabei die Öffnung des Vatikanischen Archivs für die Bestände zum Pontifikat Pius XI. (1922 bis 1939). Pionierarbeit für die Sichtung ihrer Österreichbezüge

hat der Mailänder Historiker Paolo Valvo geleistet. Ein an der Universität Wien und am Österreichischen Historischen Institut in Rom angesiedeltes Forschungsprojekt konnte seither einige Fachkollegen und Dissertanten darauf ansetzen. Ein Gutteil des Konvoluts zu Österreich bezieht sich naturgemäß auf das Verhalten der Kirchenleitung, speziell des Erzbischofs von Wien. Kamen dabei neue Facetten der Ereignisse ans Licht?

In den Tagen des Staatsstreiches von unten, oben und außen (Gerhard Botz) schlug in Wien die Stunde der kirchlichen „Brückenbauer“. Angetrieben von Karrierismus, Fehlurteilen und/oder pastoralem Idealismus („Wir kennen keine Parteien, nur unsterbliche Seelen, die es zu retten gilt“), erhofften sie einen historischen Kompromiss zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus. Den „tief gläubigen“ Hitler suchten sie zu einer Art Mussolini schönzureden, mit dem tragfähige Bündnisse möglich wären. Ihre kirchliche Bastion war der agile Bund Neuland, ein religiöser Zweig der christlich-deutschen Studentenbewegung nach 1918, die bisherige Parteigräben überbrücken wollte. Die Neuländer entwickelten eine tiefe Christus-Mystik und verbanden sie mit einer schillernden (Gottes-)Reichsidee, was eine Brücke zum Tausendjährigen Reich schuf.

Neuland-Priester bildeten Innitzers engsten Beraterkreis. Brückenbauer gingen in der Wollzeile ein und aus und fanden dort offene Ohren. Aus den Berichten deutscher Bischöfe sowie der Nuntien Gaetano Cicognani (in Wien 1936 bis 1938) und Cesare Orsenigo (in Berlin 1930 bis 1950) vom März/April 1938 spricht das blanke Entsetzen über den Kotau Innitzers vor den neuen Machthabern. Man attestierte ihm guten Willen, beklagte aber sein fatales Sendungsbewusstsein, von Wien aus ganz Deutschland weltanschaulich befrieden zu können. In einem Telefonat schon am Abend des 12. März mahnte Cicognani vergeblich zu größter Vorsicht und erachtete eine geplante Stellungnahme als voreilig und nicht op-

portun. Innitzer forderte darin den Gehorsam gegenüber den neuen Autoritäten, dankte Gott für den unblutigen Verlauf des Wechsels und wollte für eine glückliche Zukunft der Nation beten.

Das Missfallen des Nuntius erregte einige Tage später auch ein Resümee zum Treffen Innitzers mit Hitler am 15. März („Seelsorger und Gläubige stellen sich restlos hinter den großen deutschen Staat und seinen Führer“). Es stammte aus der Feder eines Vertrauten des deutschen Botschafters Franz von Papen, des Geistlichen Josef Jauner, der als Einziger bei der Unterredung im Hotel Imperial mit anwesend war. Das in einer Klerusversammlung präsentierte Papier wurde nach Amsterdam telegraphiert und fand so den Weg in die

Weltpresse. Neues Licht fällt auch auf die Genese der berüchtigten „Feierlichen Erklärung“ der Bischöfe vom 18. März. Die bisherige Analyse neigte dazu, sie allein der Überumpelung durch Gauleiter Josef Bürckel zuzuschreiben, der sich im Umgang mit Kirchenmännern schon im Saarland geübt hatte. Ein Memoria-

le des Nuntius unterstellt Innitzer jedoch eine Mitwirkung. Er habe das Treffen durch die Einladung per Telegramm quasi behördlich angezeigt und am Vortag den Textentwurf von Bürckel übernommen. Nach Einsetzen der NS-Propagandaschlacht sorgte erst der Nuntius mittels geistlicher Boten dafür, dass alle Ordinarien die strikte päpstliche Weisung erreichte, den Text wenigstens in den Kirchen mit dem Zusatz „unter Wahrung der Rechte Gottes und der Kirche“ zu versehen.

Mehrere Oberhirten rückten nun von der Erklärung ab. Der Linzer Bischof Johannes Gföllner ließ Staatssekretär Eugenio Pacelli (ab 1939 Pius XII.) wissen, dass er den Rücktritt Innitzers für nötig erachte. Der nach Rom übermittelte Bericht Cicognanis zeichnete ein düsteres Bild der Lage: „Echter Wahnsinn: zudem Angst und Depression“; und er beklagte die „nazistischen Gefühle der Priester und Religiösen“. Am 3. April langte in Wien die dringende päpstliche „Einla-

derung“ Innitzers nach Rom ein. Beide damals in Wien befindlichen Nuntien mussten alle kirchlichen Register ziehen, um ihn den Lockungen und Drohungen der NS-Kontaktleute zu entziehen und in den Zug nach Rom zu bringen. Zum Papst wurde er erst zugelassen, nachdem er eine Presseerklärung autorisiert hatte, die jene der Bischöfe maßgeblich entschärfte: Sie habe „keine Zustimmung zu Dingen“ bedeutet, „die nicht mit den Geboten Gottes oder der Freiheit und Rechte der Kirche vereinbar waren und sind“.

Die eineinhalbstündige Unterredung verlief stürmisch; Innitzer verließ sie tief deprimiert, weil er seine Mission nun gefährdet sah. Pius XI. war entschlossen gewesen, einen Rücktritt anzunehmen, den der Kardinal aber nicht anbot. Laut Notizen des Sekretärs war Pius XI. für die Zukunft pessimistisch. Sie läge zwar à la longue in Gottes Hand, zurzeit aber in der von Banditen. Das Treffen sei wohl ein „Schlag ins Wasser“ gewesen, da Innitzer von einem irrationalen Optimismus beseelt sei, als lebe er „hinterm Mond“. Er kam ihm wie „eine Taube in den Krallen des Falken“ vor.

Der Kardinal hielt trotz wachsender Ernüchterung an seiner Mission fest und rang weiter um den Kompromiss. Der Berliner Bischof Konrad Preysing beklagte gegenüber Rom den drohenden „Ausverkauf der katholischen Positionen in Österreich“; ebenso, dass man dort „keines Rates und keiner Unterstützung seitens des deutschen Episkopates zu bedürfen meint“.

Die Lageberichte für Rom bestätigen, dass ab September 1938 selbst die Wiener Kurie den Glauben an die Vertragslösung verlor und auf ein Halten und Nutzen verbliebener Freiräume umschwenkte. Wieder entwickelten Neuland-Priester dafür eine Strategie, die bei der sogenannten Jugendfeierstunde im Stephansdom (7. Oktober) ihr erstes Meisterstück lieferte: in religiöse Diktion verpackte Systemkritik, die Regimeleute zur Weißglut trieb. Abschriften der Feiertexte dokumentieren ein emotionales, interaktives Programm, das vordergründig nur durch die Geschichte des Rosenkranzes wanderte, dabei aber ständig auf die Gegenwart zielte. Es war von der „gefährlichen Irrlehre“ der Albigenser die Rede, dann vom

Fortsetzung Seite II

### IMPRESSUM: SPECTRUM

Redaktionelle Leitung: Dr. Karl Woisetschläger

Zeichen der Zeit: Wolfgang Freitag,

Dr. Antonia Barboric

Literatur: Dr. Harald Klauhs

Anschrift: 1030 Wien, Hainburger Straße 33

Telefon: 01/51414-Serie

Fax: 01/51414-345

E-Mail: spectrum@diepresse.com

Mehr im Internet: diepresse.com/spectrum

## In dieser Ausgabe

RUPERT  
KLIEBER

Jahrgang 1958, geboren in Radstadt. Dr. phil., Dr. theol. Lehrt Kirchengeschichte an der Universität Wien. Bücher: „Jüdische/christliche/muslimische Lebenswelten der Donaumonarchie 1848–1918“ (Böhlau). **SEITE I**

ANDREA  
DRUMBL

Geboren 1976 in Linz. Mag. phil. Lebt in Linz. Zuletzt erschienen: der Roman „Die Einverleibten“ (Edition Atelier). „Wir waren ganz leise“ ist einem Gedichtzyklus entnommen, jüngst erschienen in der Zeitschrift „Lichtungen“. **SEITE II**

WOLFGANG  
KOS

Geboren 1949 in Mödling. Dr. phil. Mitbegründer der Ö3-„Musicbox“. Langjähriger Leiter der Ö1-Sendung „Diagonal“. 2003 bis 2015 Direktor des Wien Museums. Befasste sich immer wieder mit der Semmering-Region, zuletzt als Leiter der NÖ Landesausstellung 1992, „Die Eroberung der Landschaft“. Kürzlich erschienen: „99 Songs. Eine Geschichte des 20. Jahrhunderts“ (Brandstätter). **SEITE III**

JOHANNES  
KUNZ

Geboren 1947 in Wien. Journalist. 1973 bis 1980 Pressesprecher von Bundeskanzler Kreisky. 1986 bis 1994 Informationsintendant des ORF. 2017 bei Amalthea: „100 Jahre Österreich. Die Politik 1918 bis 2018 im Spiegel des Humors“. **SEITE IV**

KLEMENS  
RENOLDNER

Geboren 1953 in Schärding. Dr. phil. War Dramaturg in Wien, Schauspielregisseur in Freiburg. Seit 2008 Direktor des „Stefan Zweig Centre“ in Salzburg. **SEITE V**

ADOLF  
HOLL

Geboren 1930 in Wien. Dr. theol., Dr. phil. Schriftsteller und Publizist. Im Residenz Verlag: „Wie gründe ich eine Religion“, „Können Priester fliegen?“ und „Braunau am Ganges“. **SEITE V**

EVELYNE  
POLT-HEINZL

Geboren 1960 in Braunau. Dr. phil. Mitarbeiterin der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Im Sonderzahl Verlag: „Ringstraßenzeit und Wiener Moderne“. 2017 Staatspreis für Literaturkritik. **SEITE VI**

Andrea Drumbl

## Wir waren ganz leise

Wir waren ganz leise im Fremdsein und spielten ein Instrument, damit wir die Töne fanden, wenn wir sie brauchten.

Und Zeiten, die mitten durchs Leben gehen. Ein Tag, dem eine Zahl gehört. Vielleicht waren es auch zwei.

Bruder du.

## Klieber: Das Schweigen der Kirche Fortsetzung von Seite I

„Kampf gegen den Halbmond“ in der Seeschlacht von Lepanto, die mit dem Siegesruf „Es lebe Christus“ endete. Man zitierte aus einer Enzyklika Papst Leo XIII.: „Das ist das Traurigste und Bitterste, dass heute so viele Seelen, die der Herr mit Seinem Blut erkaufte hat, vom Irrtum unserer Tage angesteckt dahinleben.“

Die größten Spitzen aber setzte die Predigt des Erzbischofs. Sie begann mit einer Abbitte: „Vielleicht haben manche von euch in den letzten Monaten nicht alles verstanden, was die Bischöfe getan haben.“ Dann aber wurde NS-Diktion christlich gewendet: „Wir wollen gerade jetzt in dieser Zeit umso fester und standhafter uns zu Christus bekennen, unserem Führer und Meister, unserem König.“ Und: „Das Wort ‚Kraft durch Freude‘ hat einen tiefen Sinn. Das ist ein biblisches Wort. Das hat der Prophet Esra in einer schweren Zeit [den Israeliten] gesagt, als sie beschlossen hatten, wieder zum Herrgott zurückzukehren.“

Keine 24 Stunden später stürmten NS-Banden das erzbischöfliche Palais. Nuntius Orsenigo, der am Morgen danach in Wien eintraf, um hier Seelsorger für das eben angeschlossene Sudetenland zu erbitten, konnte die Verwüstungen sichten. Innitzer übergab ihm einen Brief an Hitler, den der Nuntius in Berlin einem Staatssekretär überantwortete. Dieser wie der gleichfalls anwesende Außenminister drückten ihr Bedauern über die Wiener Vorfälle aus. Der Sturm aufs Palais, die antikerikale Großdemonstration auf dem Heldenplatz (13. Oktober) sowie die Verhaftung von fünf Jugendleitern waren eine klare Botschaft, die gut wienerisch lautete: „Aufmucken, Blut spucken!“ Man hielt sich daran.

Kirchliche Stellen mieden fortan die offene Provokation, nutzten aber den konzedierten Freiraum eines „Sakristei-Christentums“ – laut Berichten mit einigem Erfolg. Während in Dörfern um Innsbruck oft nur die Hälfte der Eltern ihre Kinder zum Religionsunterricht anmeldete, erreichten Wiener Pfarren Raten bis zu 95 Prozent. Man meldete überfüllte Gotteshäuser. Zu Bibelabenden in St. Stephan kamen 3000 bis 4000 Besucher: „Besonders die Jugend steht kampfbereit.“ Hier wurde die Basis für eine religiöse Renaissance geschaffen, die Österreich (inklusive Wien!) in den Jahren 1945 bis 1965 erlebte und der katholischen Kirche des Landes das vielleicht goldenste Zeitalter ihres Bestehens bescherte.

Auch die neuen Quellen bestätigen ein betrübliches, aber nicht sehr überraschendes Phänomen. Gerade intellektuell rege, aufgeschlossene und zu ihrer Zeit „moderne“ Kirchenmänner zeigten sich wendig und neigten zu bedenklichen Zugeständnissen an die Verhältnisse. Gottlos scheiterten diese Ambitionen meist am Antikerikalismus der Gegenseite. Prinzipientreuer erwiesen sich gestandene Konservative oder simple Geister. Ein berührendes Beispiel dafür bietet ein Hilferuf aus dem Stift Seckau an den Papst. Didacius Veith beklagte darin den Gewissenszwang, den Abt Benedikt Reetz im Vorfeld der Volksabstimmung zum „Anschluss“ (10. April) auf die Laienbrüder ausgeübt habe. Er selbst hatte darauf mit einer internen Flugschrift geantwortet: „Du kannst nur Ja oder Nein sagen! / Du sagst Ja: - weil es das kleinere Übel ist, wenn der Mythos von Blut und Rasse befehlsgemäß an den Universitäten, Schulen und Kasernen gelehrt wird. . . - weil du nur so lange Christus treu bleiben willst, solange deine ruhige Existenz gesichert ist. . . - damit du mit unserm ‚heiß geliebten‘ Führer, der so oft sein im Konkordat feierlich gegebenes Wort gebrochen hat, in alle Ewigkeit beisammen sein kannst – aber wo? - denn dir ist die Stimme des Blutes wertvoller als die Stimme des unsterblichen Gewissens, die Stimme Gottes!“

Pius XI. zeigte sich davon so beeindruckt, dass er eine Visitation des Stiftes anordnete, das damals rund 35 Kapitulare (Priester) und 45 Laienbrüder zählte. Sie fand im Mai des Jahres statt. Der Abt wusste sich erwartungsgemäß zu rechtfertigen; Abtprimas Fidelis von Stotzingen in Rom forderte gar eine strenge Bestrafung des Denunzianten. Sollte es die Anbiederung gegeben haben, war sie jedenfalls vergeblich. Die NS-Behörden beschlagnahmten das Stift 1940 und verwiesen

den Konvent außer Landes. Einer der früher als andere die Diabolik des NS-Systems erkannte, war der Schriftsteller Alfred Missong. Wiewohl Redakteur der rechtskatholischen, großdeutsch gesinnten und antisemitischen Zeitschrift „Schönere Zukunft“ trat er für ein selbstständiges Österreich nach Schweizer Modell ein. 1932 veröffentlichte er unter einem Pseudonym den „Nazispiegel“, der die NS-Rassenpolitik scharf geißelte. Nach dem „Anschluss“ wurde er für mehrere Monate inhaftiert und floh dann samt Familie in die Schweiz.

Sechs Tage vor dem Judenpogrom vom 8. November 1938 übermittelte er an Staatssekretär Pacelli einen flammenden Appell, nicht nur Angriffe auf die Kirche zu verurteilen, sondern das NS-Regime insgesamt als „Unrechtsstaat“ zu brandmarken: „Die solemne Kundgebung des Pontifex maximus gegen den Barbarismus des NS-Staatssystems und seine auf Lüge, Betrug, Niedertracht, Verfolgung und Ausrottung aller anständigen Staatsbürger beruhende diabolische Wesenheit und Regierungspraxis ist hingegen noch ausständig. Sie wird und muss endlich erlassen werden, wenn anders die christliche Welt nicht zu der Auffassung gelangen soll, dass die heilige Kirche nur ihre höchsten sakramentalen Amtsträger verteidige, die einfachen Mitglieder des Corpus Christi Mysticum jedoch ebenso wie die Ju-

den aus weltlichen, diplomatischen Klugheitsrücksichtungen mitleidlos ihrem Schicksal überlasse.“ Missong bekundete zuletzt Verständnis „für solche, die ob des Schweigens der Kirche an ihr irrewerden, weil sie sich sagen: ‚Qui tacet, consentire videtur‘ (Wer schweigt, scheint zuzustimmen).“ Das Schreiben wurde just am Pogrom-Tag ins Italienische übersetzt; eine Reaktion darauf ist nicht überliefert.

Auch die neuen Facetten zum Jahr 1938 machen es nicht einfacher, das Verhalten der Katholiken gegenüber dem NS-Regime zu klassifizieren. Kann man rund 500 in der NS-affinen „Arbeitsgemeinschaft für den religiösen Frieden“ lose organisierte Kleriker mit den 300 „gauverwiesenen“, 724 inhaftierten, 110 KZ-Priestern (davon 15 hingerichtet beziehungsweise 20 ermordet) gegenrechnen? Waren die 1800 Unterzeichner einer Dankadresse für die „Feierliche Erklärung“ typischer für den rund 8000 Männer zählenden Klerus als die rund 1500 mit Predigt- oder Lehrverbot Gemäßigten? War das Verhalten der Bischöfe oder jenes von Alfred Missong repräsentativ für das katholische Österreich?

Es gilt, Erkenntnisse zu nutzen, die schon 1995 eine Studie zum Saarland erbracht hat (Paul/Mallmann: „Milieus und Widerstand“). Sie betont, dass weder die „Kirche“ noch das NS-Regime monolithische Blöcke waren. Für Letzteres war ein Kompetenzchaos geradezu charakteristisch. Laut „Führerprinzip“ sollten Gefolgsleute ja möglichst ungehemmt von juristischen oder bürokratischen Schranken ihre Aufträge erfüllen können. Ergebnis davon waren Willkür und Rechtsbeugung, der auch viele Kleriker und engagierte Laien zum Opfer fielen, darunter vormalige Brückenbauer. Damit darf umgekehrt auch nicht jedes Willkürpfer auf Kirchenseite zum „Widerstand“ überhöht werden. Ein falsches Wort genügte, um zur Einschüchterung der anderen zu dienen. Davon abgesehen beließ man den Kirchen aber vage bestimmte Freiräume (das „rein Religiöse“), woran sich beide Seiten grosso modo hielten.

Die vorherrschende Reaktion war somit weder Kollaboration noch Widerstand, sondern eine grundsätzliche Loyalität („Christen machen keine Revolution“). Sie galt nicht dem NS-Verbrecherstaat als vielmehr der Fiktion eines weiter bestehenden „Rechtsstaates“, den man in unzähligen Eingaben zur Einhaltung von Zusagen und Gesetzen drängte – nicht immer ohne Erfolg. Spätestens ab September 1938 haben die Kirchenführer aber auch klargemacht, dass diese ihre Haltung eine „Loyalität mit Grenzen“ war, etwa in Fragen des Lebensschutzes von Behinderten. Dass diese Grenzen nicht enger und deutlicher gezogen wurden, ist im Nachhinein zu beklagen. Mehr aber noch, dass andere maßgebliche Player der Gesellschaft (Justiz, Industrie, Hochschulen, Kunst et cetera) dem Treiben so gut wie keine Grenzen gesetzt haben. ■

## Corbyn, Putin, Nowitschok

„Expedition Europa“: was ein Ex-Spion in den Kleinen Karpaten so erzählt.

Von Martin Leidenfrost

Kurz vor der Vergiftung des Doppelagenten Skripal wurde Großbritannien von einem anderen Agentendrama verstört: Oppositionsführer Jeremy Corbyn wurde vorgeworfen, in den späten Achtzigerjahren dem Geheimdienst der kommunistischen Tschechoslowakei zugearbeitet zu haben. Dafür habe er sogar in einer konspirativen Wohnung Geld genommen.

Corbyns angeblicher Führungsoffizier lebt 100 Kilometer von Wien. Am Südhang der Kleinen Karpaten, im einst evangelisch-deutschen Weinbauort Limbach, in dem heute reiche Russen und ein slowakischer Ex-Präsident neugebaute Villen bewohnen. Ich will wissen, ob man dem Ex-Spion der CSSR Glauben schenken kann. Spione sind professionelle Lügner, das wird schwer.

Sein rosa Haus wirkt sympathisch. Ján Sarkocy steht gerade hinter dem versperrten Eisentor und verlangt von einem Zusteller, das Paket vor Annahme öffnen zu dürfen: „Das letzte Mal war’s beschädigt.“ Dann lässt mich der 65-Jährige ein. Seine Vorfahren seien als „Kulaken“ verfolgt worden: „Persönlich habe ich daher nie an den Sozialismus geglaubt.“ Ganz im Gegensatz zu Corbyn: „Der Marximus hat in England richtig gefetzt.“ Er und Corbyn hätten 1986/87 „Gefallen aneinander gefunden“: „Er ist hochintelligent, er ist der nächste Premierminister.“ – „Schaden Sie ihm mit Ihren Aussagen nicht?“ – „Nicht ich habe das aufgebracht, der britische Geheimdienst hat den Akt aus dem Prager Archiv bekommen.“ Sarkocy meint, das sei jetzt hervorgeholt worden, da Corbyn Premierministerin May in Umfragen überholt habe.

## Der Premier? Ein Schriftsteller!

Einiges, was mir Sarkocy mit entspanntem Ernst erzählt, könnte man für Angerebte halten: Er habe Winnie Mandela, Gustáv Husák und Lady Di persönlich gekannt, seine Kinder hätten mit den Prinzen William und Harry gespielt, Margaret Thatcher habe sich bei ihm nach dem Kalten Krieg für seine Ausweisung entschuldigt, und mit einem Petersburger Vizebürgermeister namens Wladimir Putin habe er über die Sicherung des Exports slowakischer Bonbonnieren verhandelt: „Ich habe ein Bild von Putin im Keller.“ Das mag alles wahr sein, beurteilen kann ich es nicht.

Bei Themen, zu denen ich eigene Kenntnisse mitbringe, kommt mir Sarkocy allerdings glaubwürdig vor: So etwa, wenn er den tschechischen Premier Andrej Babiš als Spitzel belastet, „der Berichte geschrieben hat, dass es eine Freud war. Ein Schriftsteller!“ Oder wenn er sagt, dass die Mafiosi von der slowakischen Regierungspartei Unternehmern eine Provision von 20 Prozent abpressen.

Leicht misstrauisch macht er mich mit einer unbedeutenden Nebensache, der Herkunft seines Namens. Davon ausgehend, dass natürlich auch ich an den Namen des französischen Ex-Präsidenten Sarkozy denke, spricht er von französischen Wurzeln. „Das ist ein ungarischer Name“, wende ich ein. Sarkocy ruft rasch: „Ja, und meine Frau spricht Ungarisch!“ Das wirkt, als zöge er gelegentlich der Wahrheit etwas vor, was sich als eine Wahrheit auf den ersten Blick anbietet.

Letzte Frage: Was sagt der Ex-Spion mit London-Bezug zu Nowitschok? „Dieses Gift können Sie hier auf dem Küchentisch herstellen. Die Tschechen stellen es immer noch in Königgrätz her und verkaufen es fröhlich, auch in Syrien.“ Wie die Corbyn-Causa hält er auch die Skripal-Affäre für „eine Provokation zwecks Verschlechterung der Beziehungen“. Dass der Kreml dahintersteckt, „ergibt für mich keinen Sinn“.

Als ich gehe, zeigt er mir noch einmal seinen Garten. Der ist so angelegt, dass immer etwas blüht, das ganze Jahr über. Sein Garten ist schön. Mehr zu bewerten bin ich nicht imstande. ■